

Mathias Althaler

Einführung ins 41. Österreichische Übersetzer:innenseminar:

Auf ein Wort kommt es an! Diskriminierungskritisches Übersetzen

„Auf ein Wort kommt es an! Diskriminierungskritisches Übersetzen“ – so der Titel dieses Seminars, und als wollte ich mich vergewissern, habe ich den genauen Wortlaut in den letzten Tagen immer wieder nachgelesen. Der Grund hierfür war eine Irritation: In der E-Mail-Korrespondenz, die im Vorfeld zu dieser Veranstaltung stattfand, kam es zu einer kleinen, unscheinbaren Verschiebung: An einer Stelle tauchte da der Begriff „diskriminierungsfreies“ Übersetzen auf, gefolgt von dem Appell, man möge dieses Thema „von der ideologischen auf die sprachliche Ebene“ holen.

Sie werden mir wohl zustimmen, wenn ich sage, dass wir uns im Sprechen – und so auch in unseren Übersetzungen – bemühen sollten, Herabwürdigungen, pauschale Zuschreibungen, rassistische, sexistische und andere Vorurteile zu vermeiden. Dies erfordert mitunter ein erhebliches Maß an Aufmerksamkeit, Genauigkeit und die Bereitschaft, scheinbare Gegebenheiten immer wieder in Frage zu stellen, ja bisweilen auch sich selbst ein wenig zu hinterfragen.

Und dennoch weckt der Begriff „diskriminierungsfrei“ bei mir ein Unbehagen, immerhin suggeriert er, es handle sich dabei um einen Zustand, den man herstellen könnte, ein Jenseits der Diskriminierung sozusagen, fast so, als ließe sich unsere Sprache, unser Sprechen – und auch unser Übersetzen – einfach von „problematischen Elementen“ bereinigen, sodass niemand mehr Anstoß daran nehmen muss.

Die Idee, diskriminierungsfrei zu sprechen bzw. zu übersetzen, kokettiert mit der Vorstellung sprachlicher Unschuld. Doch ist diese wirklich einlösbar? Und lässt sich Ideologie überhaupt von Sprache trennen?

Ein Beispiel: In einem Seminar stellt der Vortragende den Teilnehmenden folgende Frage: „Sie sehen in der Stadt einen älteren Herrn mit zerzausten Haaren, der die Straße kehrt – mit einem Besen ohne Borsten! Wie würden Sie das beschreiben?“ Die Kursteilnehmer:innen, allesamt Psychotherapeut:innen in Ausbildung, werfen mit Hypothesen und psychiatrischen Diagnosen um sich, wetteifern darum, wer das Phänomen ins korrekte Deutungsmuster überführen kann. Der Vortragende hört eine Weile lächelnd zu und sagt schließlich: „Nein, das ist Kunst.“

Diese kleine Anekdote weist auf etwas Grundlegendes hin: Die Verunsicherung, etwas nicht einordnen zu können, wird durch Deutung beruhigt. Unbestimmtes wird kategorisiert, Fremdes in Bekanntes zurückgeholt. Am Ende liegen alle daneben. Im Grunde genommen auch der Vortragende selbst, insofern seine abschließende Benennung das Gesehene nicht einfach wiedergibt, sondern ebenfalls einordnet.

Das wiederum zeigt: Benennung ist in der menschlichen Sprache niemals neutral. Sie ist notwendigerweise Zuschreibung, Setzung, Auswahl, Eingriff. Gerade dieser Umstand macht das Übersetzen immer schon zu einer heiklen Angelegenheit.

Ein Text, so heißt es bei Paul Ricœur, ist übersät von Landschaften der Unübersetzbarkeit, die „aus der Übersetzung ein Drama und aus dem Wunsch nach guter Übersetzung eine Wette“¹ machen. In diesem Sinne ist das Übersetzen immer eine Begegnung mit einer Unmöglichkeit, ein Seiltanz, wie wir ihn auf dem schönen Plakat für unser Seminar finden. Aber ist die Übersetzung deswegen ein hoffnungsloses Unterfangen? Mitnichten!

Genau in diese Perspektive schreibt sich ein diskriminierungskritisches oder diskriminierungssensibles Übersetzen ein: Ich begreife es gerade nicht als Programm, Handreichung oder Anleitung für ein gelingendes, reibungsloses Übertragen, sondern als stetige dialektische Praxis, als Versuch einer übersetzerischen Haltung, in der es darum gehen muss, Vorannahmen und Sichtweisen, die dem Übersetzen implizit zugrunde liegen, überhaupt erst als solche zu erkennen. Und eben das kann nur in der Begegnung und im Austausch, ja in der Reibung mit anderen „gelingen“ – zumindest ein bisschen. „Am Nebenmenschen lernt [...] der Mensch erkennen“², schreibt Sigmund Freud. Mit etwas Glück treffen wir in dieser Begegnung auch bei uns selbst immer wieder auf etwas bislang Unerkanntes.³

Ich freue mich auf die Begegnungen an diesem Wochenende, den Austausch mit all den hier versammelten Nebenmenschen – ein Austausch, der, so meine Überzeugung, bei uns allen etwas in Bewegung setzen und nachwirken wird.

MATHIAS ALTHALER

Geboren 1988, Studium der Translationswissenschaft in Innsbruck und Moskau, Gedenkdienst in Oradour-sur-Glane. Er übersetzt aus dem Französischen und Russischen, u. a. Werke zur Lacan'schen Psychoanalyse sowie Comics/Graphic Novels, u.a. Jacques-Alain Miller *Die Erotik der Zeit* (Turia+Kant, 2021) und die Reihe *Die Kinder der Résistance* (bahoe books, 2020-2025). Darüber hinaus arbeitet er als Dolmetscher und unterrichtet an der Universität Graz.

1 Ricœur, P. (2017): *Vom Übersetzen*, aus dem Französischen von Till Bardoux, Matthes & Seitz, Berlin, 9.

2 Freud, S. (1895): Entwurf einer Psychologie, in: *Gesammelte Werke, Nachtragsband*, 426.

3 Das *Ich* ist, um einen weiteren Gedanken Freuds aufzugreifen, *nicht Herr im eigenen Hause*, oder, mit Rimbaud gesprochen: *Je est un autre*. Das kleine „Ich-bin-ich“ von Mira Lobe und Susi Weigel gelangt zu seiner Erkenntnis – nämlich: zu sein – nicht in spiegelbildlicher Selbstbezogenheit, sondern erst durch die Begegnung mit den anderen Tieren.